

Gastkommentar

Mercosur: Ich bin dafür

Das Freihandelsabkommen mit dem Mercosur ist kein Angriff auf die Schweiz, sondern Teil einer nüchternen Handelsstrategie für ein exportabhängiges Land. Es stärkt Marktzugang und Ökologie.

Als Teil des schweizerischen kulinarischen Erbes gelistet, wurde der Cervelat durch die Rinderseuche BSE beinahe ausgerottet. Dieses Juwel des Schweizer Wurstwaren-Know-hows benötigt nämlich eine unverzichtbare Hülle für das Fleisch: brasilianische Zebu-Rinderdärme, manchmal auch argentinischer, uruguayischer oder paraguayischer Herkunft. Erst die Aufhebung des Importverbots 2012 rettete die helvetische Feinschmecker-Ehre. Die Schweizer essen weiterhin ihre 160 Millionen Cervelats pro Jahr – 18 pro Person. Quintessenz dieser Story: Im Darm des Mercosur-Rinds steckt mehr Schweizer Scholle, als man glaubt.

Doch es gibt gewichtigere Argumente gegenüber den Gegnern des Freihandelsabkommens zwischen EFTA (Schweiz, Island, Liechtenstein, Norwegen) und Mercosur (Argentinien, Brasilien, Paraguay, Uruguay). Das Abkommen fügt sich in die Handelsstrategie ein, die der Bundesrat im aussenwirtschaftspolitischen Bericht von 2004 definiert hat. Ziel ist ein diskriminierungsfrei-

er Marktzugang – unerlässlich für ein Land, das rund zur Hälfte von seinen Exporten abhängig ist (461 Milliarden Franken im Jahr 2025). Der phänomenale globale Wirtschaftsboom der vergangenen Jahrzehnte ist ohne Handelsliberalisierung kaum denkbar.

Die Prioritäten der Schweizer Handelspolitik bleiben klar: - First Best: multilaterale Abkommen auf Basis der Meistbegünstigungsklausel (WTO); - Second Best: besserer Zugang zum EU-Markt (Bilaterale Abkommen I, II und III); - Third Best: bessere Zugänge zu wichtigen Märkten ausserhalb der EU/EFTA.

Der Vertrag mit dem Mercosur fällt in die dritte Kategorie. Weil die WTO durch Donald Trump weiter geschwächt wurde, gewinnen die Prioritäten zweiter und dritter Ordnung zusätzlich an Bedeutung. Umso widersprüchlicher, wenn manche Gegner von Mercosur bereits ihre Hellebarden schärfen, um auch die bilateralen Abkommen III mit der EU zu versenken. Sie behaupten, auf diese Verträge verzichten zu können, indem unsere Beziehungen zu

«Wer Armut bekämpfen will, muss den betroffenen Ländern auch Zugang zu seinen Märkten gewähren.»

Drittländern ausgebaut werden. Wo steckt da die Logik? Im Parlament ereiferten sich die Verteidiger der Bauern, die Landwirtschaft werde «auf dem Altar von Mercosur geopfert». Dabei wird ausgeblendet, dass die Schweiz seit der Doha-Runde

weiss: Landwirtschaft lässt sich in Handelsverhandlungen nicht mehr ausklammern. Gegen Zollzugeständnisse auf unsere Industrieprodukte fordern die Länder des Südens Marktzugang für ihre Agrargüter.

Gemessen daran ist der Vertrag erstaunlich mild. Erstens sieht er 25 Einfuhrkontingente vor, also einen stärkeren Schutz als blosser Zollerfasse. Zweitens sind die gewährten Mengen klein genug, um die Schweizer Landwirtschaft kaum zu destabilisieren. Einige Beispiele: 3000 Tonnen Rindfleisch für einen Gesamtschweizer Markt von 123'000 Tonnen; 1000 Tonnen Geflügel bei 150'000 Tonnen; 200 Tonnen Schweinefleisch für 177'000 Tonnen; 50'000 Hektoliter Wein bei einem Marktvolumen von 2,1 Mio Hektolitern. Im Gegenzug erhält die Schweiz Konzessionen für ihre Käsesorten, Süsswaren, Kaffee, Schokolade und Biskuits sowie die Anerkennung von 110 geschützten Herkunftsbezeichnungen.

Diese Kontingente mögen bescheiden sein, aber sie sind auch ein Entwicklungsinstru-

ment. Wer Armut bekämpfen will, muss den betroffenen Ländern auch Zugang zu seinen Märkten gewähren. Was ökologische, soziale und humanitäre Anliegen betrifft, so wird das Handelsabkommen von gemeinsamen Verpflichtungen und grundlegenden Arbeitnehmerrechten begleitet. Das sind erhebliche Fortschritte.

Zu wenig beachtet wird zudem die Wirkung solcher Abkommen auf die Nachhaltigkeit in der Schweiz selbst. Unser Kampf gegen die Abholzung in Lateinamerika gewinnt an Glaubwürdigkeit, wenn wir auch mit Massnahmen beginnen, die bei uns wirken. Bescheidene Agrarimporte könnten helfen, die ökologische Belastung unserer intensiven Tierhaltung zu lindern. Es sei erwähnt, dass unsere Landwirte jährlich 320'000 Tonnen Futtergetreide importieren, was 50 % ihres Bedarfs entspricht, obwohl sie gleichzeitig unter der Last der Milchüberschüsse leiden.

Hinzu kommt die qualitative Schieflage: 40 Prozent des Schweizer Rindfleischs stammen von bejahrten Milchkühen. Zu-

dem gibt es eine Überproduktion von Schweinefleisch, und zehntausende überschüssige Ferkel müssen über Deutschland ausgeschieden werden. Auch das Getreide, das unseren Hühnern zur Produktion von Schweizer Eiern gefüttert wird, ist grösstenteils importiert. Ohne Zweifel wäre eine bessere Arbeitsteilung zwischen intensiven und extensiven landwirtschaftlichen Gebieten daher ein echter ökologischer Gewinn.

Das ist noch nicht alles. Aber es genügt, um zu zeigen, dass dieses Abkommen mehr ist, als ein Handelsvertrag: Es ist eine realistische wirtschaftspolitische Entscheidung, hinter die sich Bauern wie Umweltschützer stellen können.



Joseph Deiss
Altbundesrat

Moment mal

Ein Anglerglück für die Jahrtausende

Im Frühling, wenn die Schonzeit der Forellen vorbei ist, sieht man am Ufer der Saane wieder vermehrt die Angler stehen, eher wortkarge, einzelgängerische Leute. Doch dann und wann wird man sie einander den alten Fischergruss «Petri Heil!» zurufen hören. Dieser Ruf führt uns geradewegs in das Neue Testament, denn mit dem Heil des Petrus, das sich die Fischer wünschen, ist kein anderer als der Petrus der Bibel, der Jünger Jesu, gemeint.

Nicht weniger als vier der zwölf Apostel waren Fischer. Und der Fischergruss bezieht sich auf den wohl berühmtesten Fischfang der Weltgeschichte. Eine Version davon finden wir im Johannesevangelium: Einige Apostel, darunter Petrus, befinden sich nach der Kreuzigung am See Genezareth und beschliessen, fischen zu gehen. Die ganze Nacht lang fangen sie nichts und als schon der Morgen anbricht,

«Dieses Anglerglück, das Heil des Petrus, wünschen sich die Fischer bis heute.»



Ein Fischer in der Saane nahe der mittleren Brücke.

Archivbild: Aldo Ellena

erblicken sie den auferstandenen Jesus am Ufer.

«Werft das Netz auf der rechten Seite des Boots aus!», ruft dieser ihnen zu. Sie gehorchen und ziehen ein so vor Fischen strotzendes Netz aus dem Wasser, dass sie es kaum zu bergen vermögen. 153 grosse Fische auf einen Schlag! Dieses Anglerglück, das Heil des Petrus, wünschen sich die Fischer bis heute. An einem anderen Ort begegnet uns auch heute noch der Fischer Petrus, der vor 2000 Jahren in Palästina gelebt hat. Er war nicht nur Fischer und Apostel, sondern ebenfalls der erste Bischof von Rom und damit der erste der 267 Päpste. Im 12. Jahrhundert wird Bernhard von Clairvaux in seiner Schrift «De Consideratione», einer Art Handreichung für das Papstamt, mahnen: «Gedenke, dass du nicht Nachfolger eines Fürsten, sondern eines Fischers bist!»

Als Zeichen, dass die Päpste in der Nachfolge des Petrus stehen, tragen diese seit dem 14. Jahrhundert den sogenannten Fischerring als Symbol ihres Amtes. Diesen Ring zieren jeweils der Name des Papstes und eine Darstellung des heiligen Petrus bei der Arbeit – im Boot auf See, das Netz voller Fische.



Silvan Beer

Silvan Beer ist Diplomassistent für Dogmatik an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg.

Ausserdem von Aldo Ellena



Plasselb, 30. Mai 2026.